

Freiwillige Helferinnen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **21 (1913)**

Heft 15

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

oder verneint, als die Türken die Opfer waren. Nachdem die öffentliche Meinung in diesen Tagen für kurze Zeit die Richtung verloren hatte und in einigen die Scham über ihre Begeisterung aufgestiegen war, setzte sich die öffentliche Meinung neuerdings fest, und die tapfern Bulgaren von gestern sind die verachteten Türken von heute geworden. Statt bald Italiener, bald Bulgaren, bald Serben, bald Griechen zu sein, würden wir weit besser daran tun, Schweizer zu bleiben und über die Worte nachzudenken, die Washington an das amerikanische Volk richtete: „Beobachtet gegenüber allen Nationen die

Grundsätze der Gerechtigkeit und des Vertrauens. Nichts ist diesem Verhalten vorteilhafter als das Ausmerzen aller vergiftenden Antipathien oder der blinden Bevorzugung gewisser Nationen, und nichts ist diesem Verhalten günstiger, als an Stelle dieser Urteile das Gefühl des freundschaftlichen Wohlwollens gegenüber allen Völkern zu setzen. Die Nation, die gegenüber einer andern einen Gewohnheitshaß oder ein Uebermaß von Zuneigung unterhält, läuft Gefahr, ihre Pflicht und ihre Interessen zu vernachlässigen.“

(„Intelligenzblatt“ der Stadt Bern.)

Freiwillige Helferinnen.

Ueber dieses Thema ist in letzter Zeit hie und da und nicht immer mit der nötigen Unbefangtheit geschrieben worden. Man konnte dann und wann Schilderungen lesen, die eher Zerrbildern glichen, ja, es wurden aus solchen einzelnen Erlebnissen Schlüsse gezogen, die unerlaubt oder wenigstens recht unverständig sind. Heute bringen wir aus dem „Deutschen Roten Kreuz“ zwei kleinere Aufsätze zum Abdruck, von denen der erste sich gegen die erwähnten Ausfälle wendet, während im andern Herr Dr. Körting, Generalarzt a. D. in unbefangener Weise die verschiedenen Urteile sammelt. Von großer Bedeutung ist, daß der erfahrene Autor die absolute Notwendigkeit freiwilliger Hülfspfleger im Kriege betont. Wir lassen die beiden Artikel hier folgen:

Freiwillige Helferinnen im Balkankriege.

Die in österreichischen Zeitungen erschienenen ungünstigen Nachrichten über freiwillige Helferinnen auf dem Kriegsschauplatz, die leider auch in deutschen Zeitungen Aufnahme

gefunden haben und zu vernichtenden Urteilen über die Pflegerinnen im allgemeinen — auch die deutschen — verwendet worden sind, haben für uns Veranlassung geboten, die beiden Schwestern aus dem Karl Olga-Krankenhaus in Stuttgart, die mit unsrer ersten Abordnung nach Konstantinopel gesandt worden waren, über ihre bezüglichlichen Wahrnehmungen dort zu fragen. Insbesondere waren sie um Auskunft darüber gebeten worden, ob tatsächlich die österreichischen Behauptungen, daß sehr viele Damen nur aus persönlicher Eitelkeit, ja sogar um „zu flirten“ sich in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt hätten, nach ihren Wahrnehmungen in Konstantinopel ihnen begründet erschienen. Der Bericht einer dieser Schwestern liegt nun vor, den wir hier gern wiedergeben: „Ich habe während meiner fünfmonatigen Tätigkeit als Pflegerin — so heißt es da — genügend Erfahrung gesammelt, um gerade dieser Behauptung aufs entschiedenste entgegenzutreten.

Es mag im Dienst der Wohltätigkeit in diesem Falle, wie überall, Damen gegeben

haben, die den Ernst der großen Sache nicht in ihrem edelsten Sinne erfassen; solche Elemente aber stellten ihren Samariterdienst sehr bald wieder ein.

Da war es eine Freude zu sehen, wie mutig und mit welchem tiefen Verständnis unsere deutschen Damen in Konstantinopel an ihre gewohnte, schwere Aufgabe herantreten. Da war nicht ein unnützes Glied; man half sich gegenseitig, man ging sich mit Rat und Tat an die Hand, und bildete sozusagen eine einzige große Familie.

Gerade in unserm Lazarett „Gemüsch-Esu“, zu deutsch „Silberwasser“ hatten wir das Glück, von den Damen der deutschen Kolonie auf das unermüdlichste unterstützt zu werden; und da möchte ich bei dieser Gelegenheit ganz besonders dankend zweier Damen gedenken, die trotz ihres vorgerückten Alters vom ersten bis zum letzten Tag mit uns zusammen arbeiteten. Die eine der beiden Damen hat ihre treue Hilfe schon anno 1870 manchem verwundeten Soldaten angedeihen lassen.

Auch zwei tapfere Schweizerinnen und eine in der Pflege sehr erfahrene Schottländerin halfen täglich an unserm großen Werke mit.

Manche der Damen mußten beinahe eine Stunde gehen, um in unser Lazarett zu gelangen, aber sie kamen alle bei Sturm und Regen, bei Schnee und Kälte, sie scheuten keine Mühe und Gefahr.

Dies sind die Eindrücke, welche ich während meiner Tätigkeit im Dienste des Roten Kreuzes in Konstantinopel gewonnen habe. Ohne die treue Hilfe der Damen wäre die überreiche Arbeit oft kaum zu bewältigen gewesen.

Diese Zeilen befehlen vielleicht manchen Leser zu einer andern, bessern Meinung. Ich kann nur eins wünschen, daß mit der Zeit sich immer mehr Damen auch aus den höhern Gesellschaftskreisen in den Samariterdienst stellen mögen. Gerade in diesem edelsten aller Dienste heißt es fest und treu zusammenhalten und zwar mit dem richtigen Ernste.“

Mit großer Genugtuung bringen wir diese mutige Ehrenrettung für die wackern deutschen Helferinnen in Konstantinopel zum Ausdruck und hoffen, daß auch an andern Orten ähnliche Erfahrungen nicht ganz vereinzelt gewesen sein mögen. Wir werden dann gern darüber berichten. So wichtig es uns zu sein scheint, die etwa hervorgetretenen Mängel rückhaltlos bekannt zu geben, um sie als Mahnungen zur Besserung zu verwenden, so ist es uns doch auch eine angenehme Pflicht, zu verhüten, daß treue, hingebende Arbeit warmführender und opferfreudiger Damen in den Staub gezogen wird dadurch, daß man einzelne ungünstige Erscheinungen verallgemeinert und die Gesamtheit als unbrauchbar bezeichnet, wie es in Oesterreich und leider auch von einigen Seiten in Deutschland geschehen ist.

Freiwillige Krankenpflegerinnen im Balkankriege.

Nicht von Schwestern ist die Rede. Deren Lob wird in den Berichten vom Kriegsschauplatz einstimmig gesungen, gleichviel welcher Nationalität sie angehörten. Daß die Zahl der Schwestern im Kriege nirgends genügt, wissen wir, und wir arbeiten daran, ihnen Helferinnen zur Seite zu stellen. Deren Ausbildung soll so weit gehen, daß sie unter Leitung von Ärzten und Schwestern im Ernstfalle bald befähigt sein sollen, in der Krankenpflege wie in der Verwaltung Gutes zu leisten. Da interessiert uns sehr, zu hören, wie die Helferinnen in den Balkanländern sich bewährten. Von serbischen Damen erzählte mir Dr. v. Dettingen, daß sie anfangs unbeholfen waren, doch Fleiß und Eifer bewiesen und sich mit dem natürlichen Geschick der Frau bald in die Pflicht fanden, die ihnen der Krieg auferlegte. Genau das Gegenteil lesen wir über bulgarische Samariterinnen. Prof. Clairmont und sein Assistent Dr. Breitner aus Wien, die im Dienste des österreichischen Roten Kreuzes in

Sofia, Stara-Zagora, Zamboli und Kirkilisse arbeiteten, fällen ein äußerst hartes Urteil über sie. Dr. Breitner schreibt: „Von Kenntnissen kann überhaupt nicht gesprochen werden; schon der Wille zur Arbeit fehlte. Auch nicht eine der Helferinnen verdiente unser volles Lob. Sie erwiesen täglich ihre völlige Unfähigkeit, sich in harten und schweren Lagen zurechtzufinden. Keine war morgens pünktlich zur Stelle. Die Ärzte selbst mußten ihre Kranken umkleiden, reinigen, umbetten. Alles was irgendwie unappetitlich war, wiesen diese Samariterinnen mit lauten Zeichen des Abscheus von sich, ohne zu bedenken, wie sehr sie die armen Verwundeten damit verletzten. Sie verließen den Dienst jederzeit, sobald sie sich erholungsbedürftig fühlten, so daß die Innehaltung einer bestimmten Dienstordnung unmöglich wurde. Absolutes Unvermögen charakterisierte sie, den Ernst der Lage zu fassen und ihre geistigen wie körperlichen Kräfte in den Dienst der selbst gewählten Pflicht zu stellen. Mitleid war ihnen nicht fremd; sie zeigten es aber nur individuell; besonders einzelnen leicht verwundeten Offizieren gegenüber, in Form eines Flirts, der zu der Umgebung in schroffem Gegensatz stand. Aus dem zeitweiligen Versagen der Kräfte hätten wir ihnen keinen Vorwurf gemacht; aber es fehlte an jedem Pflichtbewußtsein und Willen zum Lernen.“ Prof. Clairmont hebt die Sensationslust, die Schlawheit im Dienst und Disziplinlosigkeit der bulgarischen Helferinnen hervor. Er sagt: „Von der freiwilligen Pflegerin im Kriege werden keine unerhörten Leistungen gefordert; aber Verlässlichkeit und Pflichtgefühl sollen sie mitbringen. Von unsern Oesterreicherinnen hoffen wir das.“ Ein ähnlich ungünstiges Urteil fällt Dr. Denk, der im Auftrage des Maltheeservordens in Sofia wirkte. Von seinen anfangs 170 Helferinnen bewährten sich 10. Als ein Cholerafall ins Lazarett kam, blieben die meisten weg!

Seit ich die düstern Schilderungen von

Wereschajew über die bösen Zustände unter dem Schwesternpersonal gewisser russischer Kriegslazarette im ostasiatischen Kriege las, sind mir so harte Worte nicht wieder vor Augen gekommen. Sie haben mich besonders berührt, da ich im Jahrgang 1911, S. 623, unseres Blattes die edlen Bestrebungen würdigte, die S. M. die Königin der Bulgaren mit der Gründung ihrer Samaritanervereinigung verfolgte. Daß die Mitglieder dieser Helferinnengesellschaft nicht einen so ungünstigen Eindruck machten, bestätigt der österreichische Chirurg Prof. Exner. Aber wichtiger war mir das Urteil des preußischen Stabsarztes Dr. Lotzsch, der nicht nur in der Hauptstadt Sofia, sondern auch an den obengenannten Orten des eigentlichen Kriegsschauplatzes Helferinnen an der Arbeit sah. Er sagte mir, daß die Damen der königlichen Samaritanengesellschaft von solchem Tadel nicht getroffen würden. Aber der große Mangel an Pflegekräften zwang, namentlich in der Provinz, jede sich meldende Frau anzunehmen; darunter neben Bulgarinnen auch Griechinnen, Jüdinnen und andere Nationalitäten, ohne deren körperliche und geistige Befähigung irgendwie zu prüfen. Sie waren vielfach unter 15 Jahre alt, schwächlich, weder durch Erziehung noch Familienstand an regelmäßige Tätigkeit und Pflichtgefühl gewöhnt. Es handelte sich um rein orientalische Frauen, deren geistige und sittliche Fähigkeiten, Arbeitslust wie Kraft durchaus nicht mit dem Maßstabe gemessen werden dürfen, den wir an unsere Frauen zu legen gewohnt und berechtigt sind.

Ich habe diese unerfreulichen Mitteilungen den Lesern und Lesern des Roten Kreuzes nicht vorenthalten wollen. Namentlich darum nicht, weil eine gewisse Presse auch bei uns diese Dinge aufgegriffen und zu häßlichen Angriffen auf die Frauen benutzt hat, die sich für den Krieg zu Helferinnen vorbereiten. Wenn diese Presse ausschließlich Berufskrankenschwestern zulassen will, so vergißt sie

nur, daß kein Land im Frieden einer solchen Zahl von Krankenpflegerinnen das Fortkommen im Leben sichern könnte, wie im Kriege vorübergehend gebraucht werden. Wir können auf die Helferin nie verzichten und sind überzeugt, daß die deutsche Frau es an Aufopferungsfähigkeit, Fleiß, Verständnis und

Hingabe an die freiwillig gewählte Pflicht niemals fehlen lassen wird. (Unsere Erfahrungen berechtigen uns, das gleiche von den Schweizerfrauen zu erwarten. Die Red.)

In meiner Mitteilung kann und soll nur ein Ansporn zu unermüdlicher Arbeit an der Ausbildung und Befestigung des Gelernten liegen.

Die Hühnerdiphtherie ansteckend.

Diejenigen, die einen Hühnerhof besitzen, haben gewiß schon von einer Krankheit gehört, die in unserm Dialekt, wenigstens vielerorts, das „Piffi“ genannt wird. Diese Erkrankung der eierlegenden Haustiere charakterisiert sich dadurch, daß sie epidemisch auftritt und im Rachen der Tiere Häutchen bildet, die lebhaft an die Beläge bei der menschlichen Diphtherie erinnern. Diese Häutchen finden sich auch etwa an den Nasenöffnungen und in den Augen. Das Leiden, das wissenschaftlich mit dem Namen Vogel-diphtherie oder Hühnerdiphtherie bezeichnet wird, befällt außer dem Huhn auch den Pfau, die Gans, die Ente, die Taube, den Papagei und sogar den Sperling. Sie ist für die Vogelwelt sehr ansteckend, und die Frage, ob sie auch auf den Menschen übertragbar sei, ist des öftern schon besprochen worden. Die Herren Dr. Dumoussieu und Dr. Rappin haben darüber höchst wertvolle Aufschlüsse gegeben. Ihre Untersuchungen

und Beobachtungen haben ergeben, daß das Leiden der menschlichen Diphtherie wirklich entspricht; man findet in diesen Häutchen auch echte Diphtheriebazillen. Damit ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß jede Vogel-diphtherie auf den Menschen übertragbar ist. Es wird deshalb Vorsicht geboten sein, sobald sich in einem Hühnerhof die ersten Anzeichen dieser Krankheit zeigen. Abgesehen von einer richtigen Desinfektion der Ställe, sollte auch der Mensch auf gehörige Reinigung der Hände und Mundspülungen bedacht sein, sobald er mit diesen kranken Tieren zu tun gehabt hat.

Daß die Hühnerdiphtherie mit derjenigen, die beim Menschen vorkommt, identisch ist, geht auch aus den Beobachtungen des Herrn Dr. Rappin hervor, der bei Hühnern durch Anwendung von Diphtherieserum gute Resultate gesehen hat.

(Nach den «Feuilles d'Hygiène».)

Das Trinken im Sommer.

Es ist ohne weiteres erklärlich, daß bei höherer Außentemperatur, welche durch die vermehrte Verdunstung den Wassergehalt des Körpers ungünstiger beeinflusst, der Durst selbst bei ruhigem Verhalten steigt. Außerdem aber ist auch der Sommer diejenige Zeit, in der sogar der verknöcherte Philister

die Sehnsucht nach der Natur von neuem in sich erwachen fühlt, und dessen Herz noch schneller schlägt und in freierer Auffassung des Lebens dem Locken des Sonnenscheins nicht widerstehen kann, der eilt, soweit es seine Zeit gestattet, teils zu Fuß, teils zu Rad hinaus aus der Stadt, um in frühlicher